



JOSEF SCHEIPL

Wirkungen und Perspektiven der sozialpädagogischen Familienhilfe – Herausforderungen an Jugendwohlfahrt und Politik

- 1. Einleitung**

- 3a Sehr langsam und ...**

- 3b ... sehr schnell wirkende Lösungsansätze?**

- 4. Wirkungen von SFH**

- 5. Mögliche Perspektiven**

- 6. Jugendwohlfahrt in Diskussion**

- 7. Herausforderungen an die Sozialpolitik**

- 8. Literatur**



1. Einleitung

Ein sehr allgemeiner Befund, der zu unserer Wohlstandsgesellschaft in gewisser Weise im Widerspruch steht, kann wohl nicht in Frage gestellt werden: Die Situation der Familien ist schwierig. In ihrer Krisen- und Konflikthanfälligkeit sind sie in den letzten Jahren verstärkt in das Blickfeld sowohl der Sozialen Arbeit als auch der Öffentlichkeit gerückt.

Zwar sprechen wir heute von einer „kindorientierten Ehegründung“ (NAVE-HERZ 2003).

Ehen werden nämlich vorwiegend wegen einer Schwangerschaft, eines Kinderwunsches oder des Vorhandenseins von Kindern geschlossen.

- Daneben halten wir aber gegenwärtig bei einer bundesweiten Scheidungsrate von ca. 45 % (ca. 20.000 Scheidungen; 1970: 18,1 %) (Wien: über 56 %) jährlich ca. 16.000 Scheidungswaisen.
- Der Anteil der Alleinerzieherfamilien stieg von 17,1 % (1971) auf 25,6 % (2003; Statistik Austria, Statistisches Jahrbuch 2003, S. 58).
- Familien mit drei oder mehr Kindern zählen neben den Alleinerzieherfamilien zu den besonders armutsgefährdeten Gruppen in Österreich.
- Und: ungünstige wirtschaftliche Verhältnisse sind neben der erzieherischen Überforderung die zweithäufigste Ursache von Gewalt in den Familien (vgl. Haller 1998). Diese gibt eine immer wieder kehrende Schlagzeile in den Zeitungen ab, ob sie nun gegen Kinder oder – überwiegend – gegen die Frauen gerichtet ist.

Diese Aufzählungen könnten weiter geführt und weiter spezifiziert werden – z.B. um die Themen sexueller Gewalt, um den Alkoholmissbrauch in den Familien etc. Es könnte mit zusätzlichen Daten untermauert werden, in welchen teils belastenden familiären Situationen Kinder aufwachsen. Das brauche ich Ihnen, die Sie Tag für Tag damit zu tun haben, nicht noch weiter zu erläutern...



3a Sehr langsam und...

Mit etwas schwarzem Humor und Zynismus könnte man meinen, dass die genannten Probleme sich vielleicht mittelfristig ohnedies von selbst lösen: Wir sind nämlich eine alternde Gesellschaft. So ist der Anteil der Kinder unter 15 Jahren an der Gesamtbevölkerung von 24 % (1971) auf 17 % (2000) zurückgegangen (vgl. BEHAM u.a. 2004, S. 12 ff).

3b ... sehr schnell wirkende Lösungsansätze?

Daneben gibt es – für unser schnelllebiges und technokratisch ausgerichtetes Medienzeitalter durchaus nicht untypisch – Ansätze, die schnelles Glück, schnelle Lösungen verheißen. Schluss mit hilflosen Eltern und überforderten Müttern.

Das Reality TV hat den Erziehungsbereich der Familie entdeckt und – schlachtet ihn schamlos aus. Die Expertin, die für alles den richtigen Dreh hat, bringt den Eltern Erleichterung und den Kabelsendern Quoten.

Verfolgt man einige Sendungen, bei der auf RTL ausgestrahlten Sendung „Super-Nanny“ (Bei RTL 2: „Supermamas“), so fallen immer wiederkehrende Handlungsschemata auf:

- Die betroffene Familie wird sehr kurz vorgestellt;
- das oder die Problemkinder werden den Zuschauern über ihr Problemverhalten präsentiert (Trotzverhalten, Unfähigkeit zur Zusammenarbeit etc.) – und zwar auf eine Weise, dass die Zuseher aggressiv werden ob der Unausstehlichkeit der Kinder; d.h. es erfolgt für die Zuseher eine Abwertung der Kinder. Es werden die Kinder nicht in ihrer Ganzheit gezeigt sondern die negativen Verhaltensweisen stehen im Vordergrund.
- Interessen und Wünsche der Kinder werden meist als kontraproduktiv und für die Erwachsenen als störend dargestellt.
- In der Darstellung des Familienlebens dominiert die Defizitorientierung.
- Ein „strukturelles Technologiedefizit“ in der Erziehung ficht diese Problemlösungen nicht an.
- Es geschieht ein immenser Aufwand in den Wohnungen (Regie, Ton, Beleuchtung – Tag - und Nacht Kameras; es gibt keinen intimen Raum in der Wohnung mehr (2000,- € für 2 Wochen Drehzeit)).
- Die Zuseher entscheiden mittels Fernbedienung darüber, ob die Sendung weiter produziert wird.



Zwei Fragen:

1. Was macht die Super-Nanny, was SFH auch tut?
2. Worin unterscheiden sich die Super-Nanny und SFH? Einige Beispiele:

Ad1)

- Auch die SFH sucht Familien zu Hause auf.
- Auch die SFH arbeitet mit Familien, die wenige Strukturen in ihrem Alltag haben und für die eine gemeinsame Perspektive schwierig ist.
- Auch die SFH nutzt (manchmal) Elemente des Elterncoaching.

Ad2)

Aber

- die SFH bietet keine fertigen Rezepte.
- Sie arbeitet nicht mit einer roten und einer gelben Karte – wie ein Schiedsrichter.
- die SFH gibt der Mutter nicht wortwörtlich vor, was sie in einer bestimmten Situation dem Kind zu sagen hat – wie z.B.: dass die Super-Nanny der Mutter vor dem Kind die Ermahnung wortwörtlich vorsagt, und diese dann die Ermahnung an das Kind zu wiederholen hat.
- SFH ist kein „Elternflüsterer“. Sie gibt der Mutter kein Implantat mit Fernsteuerung ins Ohr und gibt ihr nicht Verhaltensdirektiven derart, sich z.B. zum Kind nieder zu knien, genau das oder jenes zu sagen etc.

Aber die SFH weiß, dass in 10 – 12 Tagen eine problematische Familie nicht „umgedreht“ werden kann. (vgl. LOHMEIER 2005)

Sogar die Familienkrisenintervention wie „Families First“ nimmt sich sechs bis neun Wochen Zeit!

Oder die aufsuchende Familientherapie (Familienintensivtherapie): Sie bietet – im Unterschied zur SFH - eine begrenzte Zahl von Sitzungen in einem überschaubaren Zeitraum an: z.B. 8 Sitzungen in 8-12 Wochen!! (nicht Tagen!). 8 Sitzungen in diesen 2-3 Monaten sollen der Familie die Möglichkeit bieten, eine gemeinsame tragfähige Position bezüglich der weiteren Perspektiven zu finden. Es geht nicht um die Lösung der Probleme, sondern um eine Klärung bezüglich weiterer Perspektiven.

Am Ende steht dann eine mit der Familie erarbeitete und abgestimmte Empfehlung bezüglich der Perspektive, welche mit den SozialarbeiterInnen der Jugendämter in einer gemeinsamen Hilfekonferenz abgesprochen wird (vgl. RIEDEL 2005).

Am Ende steht also nicht eine sozusagen normale Familie.



In einer gewissen Weise scheint das Angebot der Super-Nannys eine Anwendung des Triple-P-Konzeptes (PPP Positive Parenting Programme) – zu sein. Dieses Triple-P-Konzept wurde an der University of Queensland – Australien – unter Leitung von Prof. Sanders entwickelt. „Befolgt man gewisse Grundregeln, wird der Umgang mit häufigen kindlichen Verhaltensproblemen, Ungehorsam, Problemen beim Schlafen, Essen und vieles mehr erheblich erleichtert“. Triple-P boomt. Es ist Triple-P ein Konzept, das auf den Grundlagen der verhaltenstherapeutischen Familientherapie der 70er Jahre basiert. Wenngleich das Münchner Trainingsmodell bereits damals flexibler und offener war, hat es auf Grund schlechterer Vermarktung keinen annähernd vergleichbaren Öffentlichkeitsgrad erreicht. Die Wirksamkeit von Triple-P wurde zwar empirisch in vielen Fällen recht gut belegt. Und es ist tatsächlich die verhaltenstherapeutische Familientherapie hilfreich für den Anfang und für relativ einfache Verhaltensprobleme. Doch bei komplexeren Problemen kann die Wirksamkeit von Triple-P „nicht mit ‚ja‘ beantwortet werden“ (vgl. MÖSTL 2004, S. 102). Das Programm der Super-Nannys und Supermamas bestätigt die Vorbehalte von Autorinnen und Autoren der späten 80er und frühen 90er Jahre gegen die sozialpädagogische Familienhilfe: Diese haben sie als ein besonders intensives und besonders gut kaschiertes Instrument „staatlicher Kontrolle“ im weitesten Sinn als Kontrolle der Lebenswelt, und damit als „Irrweg“ charakterisiert. Sie haben sie als „Normalisierungsinstanz“, als „perfekionierte Form einer restriktiven Fürsorge“ (Karsten/Otto 1987) und auch als „gläserne Familie“ (Münder u.a. 1993) bezeichnet. Das Konzept der Super-Nannys kommt diesen kritischen Vorstellungen bedenklich nahe. Wir tun daher aus fachlichen und politischen Gründen gut daran, die sozialpädagogische Familienhilfe nicht auf dieses Niveau herunter zu fahren. Allerdings sollten wir auf der Hut sein vor den Medien! Daher sollten wir uns bemühen für die sozialpädagogische Familienhilfe Erfolgskriterien aufzustellen.

4. Wirkungen von SFH

Solcherart bin ich bereits mitten drinnen in der SFH –

- Sie verlangt eine ausführliche Diagnosephase;
- sie entwickelt die Impulse und Anregungen erst im teils langwierigen Dialog mit Familienmitgliedern;
- sie hat den Aufbau und die Stärkung sozialer Netze im Blick;
- sie meint, dass Lösungen erst dann nachhaltig sind, wenn sie mit der Familie gemeinsam erarbeitet wurden.



Was lässt sich nun an Wirkungen der SFH – durch Forschungen einigermaßen gesichert – festhalten?

Das darzustellen ist zunächst gar nicht so einfach.

1. Zunächst ist das Forschungsfeld außergewöhnlich komplex.
2. Weiters ist es – nach meinen bisherigen Erfahrungen, die allerdings auf die Steiermark und einen Ausschnitt von Niederösterreich bezogen sind – nicht ganz so einfach, mit MitarbeiterInnen der SFH ein Forschungsprojekt durchzuführen. Vielleicht auch deshalb, weil sie sich als VertreterInnen der Königsdisziplin im Rahmen der Jugendwohlfahrt verstehen.
3. Schließlich gibt es – besonders für Österreich – kaum ausführliche Forschungen. Für die Bundesrepublik Deutschland ist diese Situation entschieden besser (vgl. HELMING u.a. 1997; WOLF 2001, 2003, 2005).

Im Folgenden wird deshalb unter anderem auf Ergebnisse aus diesem Raum zurückgegriffen. Zunächst möchte ich aber auf Befunde eines umfangreichen Forschungsprojektes eingehen, welches wir nach einer umfassenden und grundsätzlichen Bestandsaufnahme der SFH in Österreich durchgeführt haben (vgl. SCHEIPL/RINDER/SKERGETH-LOPIC 1995).

Wir bemühten uns – die Durchführung des Projektes (ÖNB-finanziert) lag bei Frau Dr. WEBER (vgl. 2001) – die Innensicht der SFH zu beleuchten. Wie wird SFH in der Lebenswelt Familie aufgenommen? Welche Dynamiken entwickeln sich? Was gilt für die Familienmitglieder als Erfolg? Was bewegt sie als (Ko-)Produzenten mitzuwirken? Wodurch wird dies (Ko-Produzentschaft) besonders gefördert?

Um diese komplexe Lebenswirklichkeit mehrdimensional zu erfassen haben wir sowohl qualitativ-hermeneutische Verfahren zur Datengewinnung (Interviews) als auch standardisierte Testsysteme (Familienbögen von Cierpka/Frevert 1994) eingesetzt (Selbstberichtinstrument, welches für die Familiendiagnostik und die Familientherapie erarbeitet wurde und welche es ermöglicht, die Familien aus drei Perspektiven zu beschreiben: Individuell; dyadisch; gesamtfamiliär. Im Rahmen ihrer Verwendung im klinisch-diagnostischen Bereich stellen die Familienbögen eine Ergänzung zur klinischen Familiendiagnose dar.)

Im Verlaufe des Projektes, in welchem 18 Familien erfasst wurden, hat sich gezeigt, dass man mit dem Einsatz von standardisierten Instrumenten in einem so offenen Setting doch bald an Grenzen stößt.



Frau Weber schreibt in ihrer Dissertation: „Die Differenzierungsvorgaben des Fragebogens erschienen zu schwierig. Die zuvor im Interview sehr sicheren InterviewpartnerInnen zeigten sich von den Schwierigkeiten bei der Beantwortung der Fragebögen sehr verunsichert. Die Verwendung der Fragebögen löste bei den TeilnehmerInnen Stresssituationen aus. (...) Auf Grund dieser Erfahrungen kann gesagt werden, dass zumindest im Rahmen dieser Arbeit der Einsatz des quantitativen Testmanuals als nicht zielführend und erfolgversprechend bewertet werden muss“ (WEBER 2001b, S. 97). Vielleicht ist ein anderer Umgang mit dem Testmanual nötig. Wahrscheinlich ist dieses zu modifizieren. Und wahrscheinlich sind die Familien von den SFH-MitarbeiterInnen besser auf diese Art von Befragung vorzubereiten. Ich möchte diesen Forschungsansatz aber nicht endgültig aufgeben. Jedenfalls sind die qualitativen Erhebungsmethoden in der Form von Interviews für die Erforschung von SFH-Prozessen sicherlich geeignet.

In den Interviews wurde bei „erfolgreichen Familien“ folgendes deutlich:

- Die Familiendynamik konnte positiv beeinflusst werden. Wichtig für ein solches Ergebnis scheint die gelungene Balance der SFH-Betreuung zwischen vertrauensvoller Integration und professioneller Distanz.
- Die unterschiedlichen Rollen der Frau in der Familie als Mutter und Partnerin konnte deutlich gemacht werden. In beiden Bereichen wurde eine Erhöhung des Selbstwertes von den Betroffenen als deutlich wahrnehmbar berichtet.
- Eine stärkere Einbindung der Väter wurde von diesen wahrgenommen und begrüßt.
- Die Schwierigkeiten der Kinder wurden nicht mehr ausschließlich personalisiert sondern auch mit dem sozialen Umfeld in Beziehung gebracht.
- Die strukturellen Gegebenheiten des sozialen Umfeldes – z.B. die Arbeitsmarktsituation – bilden auf Grund der finanziellen Unsicherheiten eine bleibende potentielle Gefährdung des Erfolges der SFH. Obwohl auch diesbezüglich in den Familien Strategien entwickelt wurden, mit einer solchen Herausforderung besser als bisher umzugehen (z.B. Führung eines Haushaltsbuches; deutlichere und zeitgerechtere Formulierung des Hilfebedarfs an die Behörden) findet SFH hier ihre Grenzen (vgl. WEBER 2001, 332f).

Damit sind in unserem Projekt einige bedeutsame Ergebnisse der SFH angesprochen. Ich möchte sie – wie erwähnt – um aktuelle Befunde, die großteils noch nicht publiziert sind, ergänzen und erweitern. Sie wurden in deutschen Forschungsprojekten erarbeitet und sind zum Teil noch präziser. Dabei geht es einmal um ein Forschungsprojekt in Brandenburg (1999-2002) und einmal um eines der Universität Siegen (2003-2005) (vgl. zum Nachstehenden WOLF 2001, 2003, 2005).



1. Zunächst zum Einstieg der SFH.
Hier stehen häufig folgende Fragen im Mittelpunkt, wie: „Ist SFH gefährlich für uns?“
„Verachtet mich die SFH-Mitarbeiterin?“ „Macht sie mir Vorwürfe?“
Wenn diese Fragen nicht bereits in der ersten Phase von SFH günstig beantwortet wurden, verlief der Prozess schwierig, oft destruktiv.
2. Wurde in dieser Phase aber trotz positiver Beantwortung dieser Fragen für die Familie deutlich, dass die professionelle Kraft keinen Überhang an Ideen, Vorschlägen, Kompetenzen gegenüber den Familienmitgliedern deutlich machen konnte, entwickelte sich der Prozess kaum weiter. SFH wurde schließlich als relativ unwirksam beschrieben. Häufig wurde SFH dann als Verstärkung der bisherigen „Ohnmachtserfahrungen“ erlebt (vgl. WOLF 2001, 8).
3. Von der SFH aktiv eingebrachte Vorschläge, Regeln und Ziele wurden als hilfreich erlebt – allerdings nur unter bestimmten Bedingungen. Diese mussten alle erfüllt sein! Das heißt jede der folgenden vier Bedingungen ist notwendig, keine einzelne hinreichend:
 - a. Die Kontrolle von Regeln musste durch einen anerkannten, akzeptierten, als wohlwollend erlebten Menschen erfolgen. Nicht durch einen als Funktionär der Behörde erlebten Sozialarbeiter! Kontrolle ohne „Wohlwollen“ führte immer zu ungünstigen Verläufen.
 - b. Weiters durften sich Vorschläge/Regeln/Ziele nicht auf alle Elemente des Lebens beziehen. Kontrollierende Handlungen waren auf einzelne Lebensbereiche zu begrenzen. Es musste kontrollfreie Bereiche geben. Aufgrund biographischer Verletzungen gab es Bereiche, in denen Einmischungen als besonders destruktiv erlebt wurden (besonders kritisch: Kontrolle beim Umgang mit Geld!)
 - c. Es musste deutlich werden, dass im Verlauf der Intervention die Kontrolle reduziert wurde.
 - d. Und schließlich war unabdingbar wichtig, dass die kontrollierenden Elemente im Rahmen des SFH-Prozesses Teil eines gemeinsamen Planens waren (gemeinsame Produzentenschaft!)
4. Nicht jede Zielstellung, nicht jede kurzfristig positive Kontrollerfahrung entpuppte sich als konstruktiv für den Interventionsprozess. Pauschale und umfassende Veränderungsziele wirken eher kontraproduktiv. So wäre das Ziel: „Hilfe soll zu einem Empowerment mit entsprechender Ressourcenaktivierung bei der Familie



führen“, wohl zu pauschal. Es müsste in Subziele zerlegt werden, die Schritt für Schritt angegangen werden.

Positive Kontrollerfahrungen können auch als verunsichernd erlebt werden (was z.B. bisher als nicht veränderbar eingestuft wurde – „da wird sich nichts ändern“ – wird auf einmal als offen, als veränderbar erlebt. Ein solch offener Ausgang wirkt verunsichernd, macht ängstlich). Das heißt, eine Begrenzung des Übungsfeldes durch die professionelle Kraft ist hilfreich und nötig. Insgesamt gesehen muss sich die Auswahl der Bereiche, in denen neue Erfahrungen und Interpretationen angestrebt werden, zunächst nach der Erfolgswahrscheinlichkeit richten. Es kann also in der Regel zunächst nicht um jene Probleme gehen, die einem als Erstes ins Auge stechen. Das sind meist die schärfsten Probleme, dort ist die Misserfolgsrate natürlich auch bisher am höchsten. Unmittelbare Veränderungen sind dort am unwahrscheinlichsten.

5. Großes Gewicht für eine erfolgreich verlaufende Intervention haben positive Erlebnisse in den Außenkontakten gegenüber den von der Familie als „kritisch“ oder als „feindselig“ erlebten Institutionen (z. B. Amt, Schule). Wenn die KlientInnen hier verteidigt wurden oder positiv eingeführt werden konnten, entwickelten sich die Hilfeverläufe oft sehr positiv. Umgekehrte Erlebnisse führten ausschließlich zu negativen Verläufen.
6. Und schließlich war es günstig für den Interventionsverlauf, wenn sich die Mitarbeiterinnen in den (Hilfe-)Plan einbanden, wenn es darin explizite Verpflichtungen für sie gab. Auf solche Weise konnten sie zum Modell im Umgang mit Verpflichtungen werden.
7. Ein zentrales Thema in der SFH sind Erfahrungen u.a. mit Müttern, die entmutigt sind, die es aufgegeben haben, ihre Lebensverhältnisse zu beeinflussen, geschweige denn sie zu ordnen. Das führt zur Vernachlässigung des Haushaltes und besonders natürlich auch der Kinder. Wenn nun SFH-Mitarbeiterinnen diese Verhaltensweisen nicht – wie alltagsweltlich üblich – als Faulheit verurteilen sondern professionell als Folge von Entmutigung, Resignation und erlernter Hilflosigkeit dechiffrieren, dann ergaben sich neue Handlungspotentiale. WOLF und Mitarbeiterinnen (vgl. 2005, 9) fanden eindrucksvolle Beispiele von Aktivierung und Kontrollgewinn. Die Zuschreibung als „Faulheit“ hingegen führte zu weiterer Verbitterung, Entmutigung und wachsender Apathie.
8. Die Feststellung der Mütter bei den Interviews: „Die SFH sei nur für Kinder da“, ist nur dort geäußert worden, wo der Verlauf der SFH schließlich ungünstig war (vgl.



WOLF 2003, 263). Aus der Praxis zeigt sich vielmehr immer wieder folgendes: Verbesserungen für die Kids sind nur dann einigermaßen stabil, wenn sich auch die Situation der Mütter nachhaltig verbessert hat. Insofern geht es bei der SFH um Not und Lebensglück für alle Familienangehörigen. Auch wenn eine gewisse Asymmetrie zu Gunsten der Kinder argumentierbar bleibt.

9. Häufig scheint die Herausnahme des Kindes aus der Familie die ultima ratio, z.B. bei Alkoholproblemen in der Familie. Ergebnisse aus der Resilienzforschung zeigen aber, dass sich Kinder, welche in desolaten Familien aufwachsen, bei entsprechenden protektiven Faktoren günstig entwickeln können. Hier zeigen einzelne Ergebnisse der SFH-Forschung, dass dies dann zu gelingen scheint, wenn im sozialen Umfeld ein Netzwerk von positiven Sozialbeziehungen aufgebaut werden kann. Solche protektiven Faktoren scheinen als Ressourcen die innerfamilialen Belastungen kompensieren zu können.

5. Mögliche Perspektiven

Im Zusammenhang mit dieser Erkenntnis eröffnet sich eine wichtige Perspektive für die weitere Entwicklung der SFH. Nämlich: Die Balancen zu untersuchen von familialen Belastungen einerseits und ressourcen- bzw. protektiven Faktoren andererseits, die im Sozialraum vorhanden sind. Auf solche Weise könnte die SFH ihren Interventionsraum systematisch über die einzelne Familie hinaus in den Sozialraum hinein erweitern. Dabei könnten bisher nicht erkannte Handlungsmöglichkeiten systematisch für die SFH gesucht werden.

Doch nicht nur um Ausweitung des Interventionsfeldes soll es der SFH in Zukunft gehen. Für die Weiterentwicklung wäre es wichtig, praktikable Selbstevaluationsverfahren zu erarbeiten (vgl. HELMING 2000, 14). Die systematische Auswertung der Erfahrungen aus jedem Betreuungsverlauf wäre zur Optimierung des Lernens wichtig. Solches wäre im Sinne der Qualitätssicherung für jeden der Beteiligten – Klienten, Professionelle, Behörde – ein Gewinn. Allerdings nur dann, wenn es richtig gemacht und nicht von außen aufgesetzt wird. Ein weiterer Punkt wäre darüber nachzudenken, ob man nicht Ansätze aus der Krisenintervention, wie „Familienaktivierungsmanagement“ oder „Families First-Programm“ (vgl. RÖMISCH/LEINEN/SCHÜTZ 1999, S. 38ff) oder „Familie im Mittelpunkt“ (vgl. GEHRMANN/MÜLLER 1998, S. 44f) zum Anlass nehmen könnte, in Bezug auf Dauer und Effizienz von SFH nachzudenken (vgl. auch HELMING 2000, 14f).

Gemeinsam ist diesen Programmen (zusätzlich noch „Intensives Kriseninterventionsprogramm“; vgl. SKOTNIK 1999, S. 28f) ihre Wurzel im amerikanischen „Homebuilders Model“. Dieses wurde entwickelt, um Familien, denen ein Sorgerechtsentzug drohte, effektiv, kostengünstig und schnell – der Zeitraum: 6-9 Wochen – zu helfen (vom „Homebuilders Model“ hat sich das „Families-Forst-Programm abgespalten). SFH ist eine Leistung der Jugendwohlfahrt. Aber die Jugendwohlfahrt ist in Diskussion.

6. Jugendwohlfahrt in Diskussion

Österreichische ExpertInnen der Jugendwohlfahrt sehen deren Entwicklung durchaus zwiespältig (vgl. JU QUEST: Trends und Entwicklungen der JW-Projekte des SOS-Kinderdorfes; Dr. Putzhuber).

Die JW gerät unter Druck:

- Lebenslagen vieler Menschen werden schwieriger
- Sozialisationsbedingungen werden komplexer
- Individuelle Entwicklungsmöglichkeiten werden prekärer
- Gefahr zunehmender Auflösung sozialer Bindungen und Beziehungen steigt
Zwischenfälle in Schulen scheinen dies zu bestätigen
- Die Gewalt in den Familien scheint dies zu bestätigen (heute weniger tabu)
- Die steigenden Scheidungszahlen scheinen das zu bestätigen (die unverheirateten Paare, die sich trennen, sind noch gar nicht mitgerechnet); Scheidungskinder
- Die Arbeitslosigkeit steigt/prekäre Beschäftigungen nehmen zu (vor allem die Teilzeitbeschäftigung bei Frauen!)
- Die Armutsgefährdung steigt (das ist belegt – vgl. Sozialbericht 2004): Armutsgefährdung ist ein starker Prädiktor für die Inanspruchnahme von JW.
- Der untere Mittelstand bricht ein- die Kluft zwischen Reich und Arm wird größer (die Einkommenszuwächse finden sich vor allem im obersten Dezil, kaum im untersten Dezil (vgl. Sozialbericht 2004).

In der Jugendwohlfahrt wird das Geld knapper. Das meinen 91 % der befragten ExpertInnen. Der finanzielle Rahmen wird enger, obwohl die realen Summen – zumindest bisher - nicht kleiner werden. In der Steiermark stiegen die Kosten für JW vom Jahr 2000 bis zum Jahr



2003 von €38.700.000,- auf €45.540.000 (vgl. Steirischer Jugendwohlfahrtsplan 2005, S. 23).

Ein flexibleres Angebot wird notwendig – das ist jedenfalls die übereinstimmende Meinung der JugendwohlfahrtsexpertInnen.

Als Konsequenzen für die interne Jugendwohlfahrt werden gesehen: mehr Flexibilität und mehr Kommunikation sind notwendig. Strukturen, welche dies erschweren, müssen abgebaut werden.

Externe politische Konsequenzen sind offensichtlich: die Soziale Arbeit muss sich mit der Politik vermehrt auseinandersetzen/sich in diese vermehrt einmischen.

7. Herausforderungen an die Sozialpolitik

Eine Grundfrage der Sozialen Arbeit besteht darin, in welchem Verhältnis die Arbeit am Einzelfall – hier in der Familie – zu den umgebenden gesellschaftlichen Strukturen steht. Wie sehr kann bzw. wie sehr soll sie sich politisch einmischen, um die Strukturen zu ändern. Hilfe zur Selbsthilfe zu proklamieren, ohne die sozialpolitischen Strukturen einzubeziehen, bleibt unzulänglich. Die Arbeit mit einzelnen Familien kann auf Dauer nicht fehlende soziale Strukturen ersetzen, wie z.B. Kinderbetreuungsangebote oder Freizeitangebote für Kids: „SFH reicht nicht, wenn die Arbeitslosigkeit zur Hoffnungslosigkeit und Demoralisierung führt“ (vgl. HELMING 2000, S. 10).

Bezüglich der Politik kann nicht nur eine Dimension gesehen werden. Vielmehr sind mehrere Aspekte in unserer komplexen Wirklichkeit zu beachten:

1. Bezüglich der wirtschaftlichen Situation zählt Österreich nach Ergebnissen der OECD-Studien der letzten Jahre zu den 10 reichsten Ländern der Erde – 2005: 7. reichstes Land.
2. Österreich zählt auch zu den am besten entwickelten Wohlfahrtsstaaten. Im Jahr 2002 (Sozialbericht 2004) wurden 29,1 % des BIP für sozial- und gesundheitsbezogene Leistungen ausgegeben. In den letzten 20 Jahren stieg diese Quote von 26, 2 % (1980) auf 29,1 % (2002).
3. Trotzdem ist die Armutsgefährdung relativ hoch. 1.044.000 Menschen (13,2 % der Gesamtbevölkerung) fallen unter die Armutsgefährdungsschwelle (EU-15: 15 %). 6 % (ca. 470.000 Menschen) leben in Österreich in akuter Armut. Das sind vor allem Alleinerzieherfamilien, Familien mit kleinen Kindern, Familien mit drei und mehr Kindern. Diese sind überproportional armutsgefährdet.



4. Geschätzte 80 % der Ausgaben in der JW werden für die stationäre Betreuung der Jugendlichen (0,7 % der 0-18-Jährigen) ausgegeben (Schätzungen auf Grund der Datenlage in der Steiermark im Jahr 1999).

Neben diesen Zahlenspielerien – es lassen sich natürlich auch andere Variablen in Zahlen ausdrücken – gilt als Leitmotiv der Sozialpolitik, die „Treffsicherheit des Sozialsystems“ zu erhöhen (vgl. MAZAL 2000).

National und international fordert man Konsequenzen aus den globalisierten wirtschaftlichen Strukturen. Seit Mitte der 90er Jahre ist ein Paradigmenwechsel in der Sozialpolitik zu erkennen:

Der Primat der Politik wird abgelöst durch den Primat der Wirtschaft.

Die Kosten werden trotz der Erhöhung der Steuerfreigrenzen überwiegend zu den Schwächeren verlagert (vgl. zum Folgenden: SCHEIPL 2003).

Auch ich plädiere dafür, den Sozialstaat umzubauen, um ihn nicht abbauen zu müssen. Dies wird zu einer Herausforderung auch für die Soziale Arbeit. Inhaltliche Anregungen, das Einbringen des Wissens um Lebenslagen, etwa von Familien, um entsprechende Sachkompetenzen zur förderlichen Ausgestaltung der Rahmenbedingungen, aber auch zu ihrer Neuvermessung werden von der Sozialen Arbeit erwartet. Sozialpädagogisch Arbeiten heißt somit auch sich einzumischen in Bildungs- und Wohnungspolitik, in Fragen der Arbeitsmarktpolitik präsent zu sein, familienpolitische Maßnahmen auf ihre Reichweite und Konsequenzen hin zu prüfen.

Gefordert wird eine ‚erfinderische Politik‘ unter dem Gedanken der „positiven Wohlfahrt“. Eine solche hat die Selbstachtung zu fördern. Sie hat die Menschen dazu zu bewegen, „mögliche Bedrohungen in vorteilhafte Herausforderungen zu übersetzen“. Es geht nach A. GIDDENS (vgl. 1997) um einen „umfassenden Begriff von Wohlfahrt (nicht nur um die Unterschiede von arm und reich, sondern auch um die zwischen den Geschlechtern und den Generationen). Es geht nicht bloß um die wirtschaftliche Versorgung der Mittellosen. Es geht auch wesentlich darum, das Ich zu fördern, damit es wieder inneres Zutrauen und Selbstachtung gewinnen kann. Das traditionelle Politikschema von „Links“ und „Rechts“ wird diesen Herausforderungen nicht mehr gerecht (vgl. GIDDENS 1997).

Unter Bezug auf unser Thema dürfte klar sein, dass Familienpolitik neben der Lebensstandardsicherung und der Armutsvermeidung den dritten großen Bereich in der Sozialpolitik darstellt. Um nur einen Bereich der Familienpolitik kurz zu thematisieren, hebe



ich in diesem Rahmen folgende sozialpolitische Aufgabe heraus: Das Aufdecken der „strukturellen Rücksichtslosigkeit“ (F. X. KAUFMANN 1995) der Gesellschaft gegenüber der Familie (in einzelnen wichtigen Bereichen - Wirtschaft, Recht, Infrastruktur). Es geht darum, der Gesellschaft klar zu machen, wie indifferent sie sich gegenüber Familien verhält. Es geht dabei nicht um die Ablehnung von Kindern durch die Gesellschaft. Es geht um die Indifferenz der Gesellschaft gegenüber dem Umstand, ob Menschen die Verantwortung für Kinder in unserer Gesellschaft übernehmen oder nicht. Es geht um die Bewusstmachung der weitgehend fehlenden Anerkennung der Tatsache, inwieweit Menschen familiale Leistungen erbringen oder nicht. In der EU-Kommission scheint man dies jetzt erkannt zu haben. Dort sind Überlegungen im Gange, auf welche Weise Familien nachhaltiger als bisher unterstützt werden können.

Es sind gesellschaftliche Strukturen, welche Menschen, die Elternschaft auf sich nehmen, im Regelfall wie „Jedermann“ behandeln und damit die Benachteiligung der Familie bedingen. Das meint nicht vordergründig die Ablehnung dieser einzelnen Menschen mit ihren familialen Problemen und Belastungen.

Die strukturelle Rücksichtslosigkeit beginnt damit, dass die Herstellung von Humanvermögen (gelingende familiale Sozialisations- und Erziehungsleistungen: Dass z.B. Kinder die Werte der Gesellschaft bejahen, sie befolgen, dass sie konstruktiv mit den Anforderungen an sie z.B. Schulbesuch etc. – umgehen) nicht als produktive Leistungen im BIP aufscheinen (vgl. LIST 1922: „Wer Schweine aufzieht, ist ein produktives, wer Menschen erzieht, ein unproduktives Mitglied der Gesellschaft.“).

Der „neue Gesellschaftsvertrag“, den wir in der Sozialpolitik anstreben sollten, „knüpft Rechte an Verpflichtungen“. Diese ungeschminkt klare Aussage mag zunächst als Leitmotiv für die Idee des aktivierenden Sozialstaates gelten. Das kann insgesamt für die Sozialpolitik und speziell für die Jugendwohlfahrtspolitik aber nicht bedeuten, dass ein aktivierender Sozialstaat eine Überdehnung von Verpflichtungen für den Einzelnen bedeutet. Es darf dieses Verständnis nicht auf „Zwang“, auf „Autoritarismus“ oder auf „Erhöhung der Marktfähigkeit“ der so aktivierten Familien und Kinder verkürzt werden. Das „Welfare Regime“ darf sich auch in der Familienpolitik nicht zu einem „Workfare-System“ rückbilden. Die sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen der zu aktivierenden Familien (nicht nur: der zu aktivierenden Bürger!) dürfen nicht ausgeblendet werden, wenn die Eigenverantwortlichkeit der Familien eingefordert wird. Das heißt, es dürfen nicht nur die Leistungsempfänger als aktive Bürger/Familien gefordert werden. Es muss in besonderem Maße auch „der Sozialstaat in



seiner sozialpolitischen Gestaltungsaufgabe herausgefordert werden“

(BÖHNISCH/SCHRÖER 2002, 184).

Die Umsetzung des Förderns und Forderns in einem aktivierenden Sozialstaat kann nicht allein den Bürgern bzw. den Familien aufgelastet werden. Der Staat hat als Sozialstaat seine „Gestaltungsaufgaben“ wahrzunehmen. Er hat die Verhältnisse von Mensch/Familie und Wirtschaft, von sozialer Ungleichheit und kollektiver Identität zu verhandeln und politisch zu gestalten.

Dazu braucht es speziell im Bereich der JW die Professionalität der hier Arbeitenden.

Diese Professionalität drückt sich einerseits in der Qualität des „relationalen Handelns“ aus.

D.h. der Professionelle gewinnt im Idealfall die Position eines Dritten, der eben nicht nur Spezialist für eine bestimmte Problemlösung (z.B. SFH) ist. Er soll vielmehr auch die Partizipationsmöglichkeiten der Klienten (Familie) im Sinne von mehr Eigenständigkeit, Eigentätigkeit und Autonomie der Lebenspraxis befördern.

Darüber hinaus kann Professionalität nicht nur die Anwendung von bestimmten Methoden bedeuten. Die Wissens- und Könnensbasis – in der SFH - ist natürlich von unhintergebar Bedeutung. Das zeigten z.B. die berichteten Ergebnisse. Doch es muss eine weiterführende Reflexion stattfinden. Eine Reflexion auf den Rechtfertigungsgrund – was und v.a. warum man etwas tut, scheint mir für unsere Profession unerlässlich. Man kommt in der SA über die Wissens- und Könnensbasis hinaus um das individuelle Fallverstehen und um die Reflexion der Handlungs- und Lösungsansätze nicht herum (vgl. DEWE 2005). Es geht also wesentlich auch um die Interpretationen individueller Bedürfnisse, um subjektive Deutungen, insgesamt aber geht es um den Umgang mit Unschärfen, nicht um deren Eliminierung, wie uns das die Qualitätsmanager weismachen wollen. Die „Bewältigung von Ungewissheit“, die Verarbeitung „paradoxe Handlungsanforderungen“ und die „koproductive Erschließung von zunächst blockierten Handlungschancen“ (vgl. B. MÜLLER 2002, 725ff) lassen sich somit neben der spezifischen Wissens- und Könnensbasis als unhintergebare

Professionskompetenzen auch für die SFH im Besonderen ausmachen. Dass dazu die entsprechend professionellen Rahmenbedingungen kommen müssen, versteht sich von selbst. – wüsste man nicht auch um die Dauerkonflikte zwischen den Bedarfen der Einrichtungen und den Bedürfnissen der in ihnen arbeitenden Profis.

Mit ihrer Professionalität soll die Soziale Arbeit und speziell die SFH den Menschen, den Familien, unter den geltenden gesellschaftlichen Bedingungen helfen, ihre Kompetenzen und ihre Freiheit zu erweitern, um für sich die persönliche Verantwortung, für die es letztlich keinen Ersatz gibt, zu übernehmen (vgl. SEN 2000, 337).



Literatur

BEHAM, Martina/WINTERSBERGER, Helmut/WÖRISTER, Karl/ZARTLER, Ulrike: Childhood in Austria: Cash and Care, Time and Space, Children's Needs, and Public Policies. In: JENSE, An-Margrit et alii (Ed.): Children's Welfare in Aging Europe. Vol. 1. Online-Publication: <http://www.svt.ntnu.no/noseb/costa19/nytt/welfare/book.php>; vom 16.8.2005. Trondheim.

BÖHNISCH, L./SCHRÖER, W.: Die soziale Bürgergesellschaft. Zur Einbindung des Sozialpolitischen in den privatgesellschaftlichen Diskurs. Weinheim, München 2002.

DEWE, B.: Perspektiven gelingender Professionalität. In: Neue Praxis 3/2005, S. 257-266.

GEHRMANN, G./MÜLLER, K.D.: ‚Praxis sozialer Arbeit: Familie im Mittelpunkt – Handbuch effektives Krisenmanagement für Familien‘. Regensburg/Bonn 1998.

GIDDENS, A.: Jenseits von Links und Rechts. Frankfurt/M. 1997.

HALLER, M. u.a.: Gewalt in der Familie. Graz 1998.

HELMING, E./SCHATTNER, H./BLÜML, H. (Hg.): Handbuch Sozialpädagogische Familienhilfe. Stuttgart 1997.

HELMING, E.: Sozialpädagogische Familienhilfe – Eine Zwischenbilanz. In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit 1/2000, S. 9-15.

INNERHOFER, F.: Schöne Tage. Salzburg 1974

KAUFMANN, F.X.: Die Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. München 1995.

LIST, F.: Das nationale System der politischen Ökonomie. Düsseldorf, Jena 1922.

LOHMEIER A.: „Super Nannys“ und „Supermamas“ – ein Thema für die institutionelle Erziehungsberatung? In: Sozialmagazin 7-7/2005, S. 74-79.

MAZAL, W. (Hg.): Erhöhung der Treffsicherheit des Sozialsystems. Wien 2000.

MÖSTL, S.: „... Eltern sein dagegen sehr!“ Elternbildung als Möglichkeit zur Unterstützung von Eltern – Triple P – eine Lösung? Diplomarbeit, Graz 2004.

MÜLLER, B.: Professionalisierung. In: THOLE, W. (Hg.): Grundriss Sozialer Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Opladen 2002, S. 725-744.

NAVE-HERZ, R.: Familie zwischen Tradition und Moderne. Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg 2003.

PANTUCEK, P.: Über die Entwicklungsmöglichkeit eines Kernsektors der Sozialen Arbeit. In: Sozialarbeit in Österreich 3/2005, S. 7-13.

RIEDEL, R.: „Familien – Zusammenhalt(en)“? Aufsuchende Familientherapie als ambulante Jugendhilfeleistung im Kontext von Fremdunterbringung. In: Jugendhilfe 1/2005, S. 27-29.

RÖMISCH, K./LEICHT, J./SCHÜTZ, A.: ‚Das FAM – Familienaktivierungsmanagement oder Families First in Deutschland‘. In: Sozialmagazin 2/24/1999, S. 38-45.

SCHEIPL, J.: Soziale Arbeit – Sozialpolitik. Verhältnisse, Anregungen, Spannungsmomente, In: LAUERMANN, K./KNAPP, G. (Hg.): Sozialpädagogik in Österreich. Klagenfurt, Laibach, Wien 2003, S. 138-168.

SCHEIPL, J./RINDER, B./SKERGETH-LOPIC, E.: Evaluation eines ausgewählten Bereiches des JWG von 1989 – am Beispiel der Sozialpädagogischen Familienhilfe. Themenbezogener Rechtsvergleich und Analysen des Angebots von SFH in ausgewählten Bundesländern Österreichs. Graz 1995 (Institut für Erziehungswissenschaft).

SEN, A.: Ökonomie für den Menschen. Wege zur Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft. München, Wien 2000.

SKOTNIK, M.: ‚Das Modellprojekt I-Kip‘. In: Sozialmagazin 2/24/1999, S. 28-38.

STEIRISCHER Jugendwohlfahrtsplan 2005. Graz 2005.

WEBER, M. E.: Familien als Koproduzenten sozialpädagogischer Interventionen – zur Innensicht sozialpädagogischer Familienhilfe. In: KNAPP, G./SCHEIPL, J. (Hg.): Jugendwohlfahrt in Bewegung. Graz, Laibach, Wien 2001, S. 321-339

WEBER, M. E.: Familien als Koproduzenten sozialpädagogischer Interventionen – zur Innensicht sozialpädagogischer Familienhilfe. Phil. Diss. Graz 2001 (2001b).

WOLF, K.: Ermutigung in der Sozialpädagogischen Familienhilfe. Jugendhilfe 4/2001, S. 206-211.

WOLF, K.: Familien als Adressaten sozialpädagogischer Interventionen. In: Forum Erziehungshilfen 5/2003, S. 260-266.

WOLF, K.: Familienhilfe aus der Sicht der Klientinnen und Klienten – Forschungsergebnisse und offene Fragen. 2005 (erscheint in: FRÖHLICH-GILDHOFF, K. (Hg.): Forschung und Praxis ambulanter Hilfen zur Erziehung. Schriftenreihe der Evangelischen Fachhochschule. Freiburg (2005?).

WOOG, A.: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit in Familien. In: GRUNWALD, K./THIERSCH, H. (Hg.): Praxis Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit. München 2004, S. 87-108.